

Neben der Zeit!

In den achtziger Jahren, in der Phase ihres scheinbar unaufhaltsamen Aufstiegs, waren die Grünen bunt, alternativ und sexy. Damals verdankten sie ihrer Karriere nicht etwa ihrer politischen Programmatik, die ziemlich weit weg von der politischen Realität der Bundesrepublik lag, sondern ihrer Rolle als Seismograph und Katalysator einer kulturellen Umprogrammierung der Gesellschaft. Sie verkörperten gewissermaßen das organisierte Unbehagen gegen die blinde Fortschrittgläubigkeit einer rationalistischen Moderne, die mit ihren Risikotechnologien die Welt unbewohnbar zu machen drohte. Gleichzeitig vermittelten die Grünen einen Hauch von Abenteuer, Revolte und Widerständigkeit in dem eingespielten Politikbetrieb der Bonner Republik. Das machte einen großen Teil ihrer Attraktivität vor allem für jüngere Wähler aus.

Heute gelten die Grünen, insbesondere unter jüngeren und hedonistischen Wählerschichten, die noch in den achtziger Jahren die Grünen als die originären Vertreter einer subjektzentrierten Lebensstilbewegung sahen, als megaout. Sie sind weder sexy noch trendy, sondern einfach nur langweilig. Gemessen an der Geschichte ihrer „wilden Jahre“ wirken sie geradezu brav, bieder und realpolitisch überangepasst. Dabei geht es nicht darum, dass die Grünen – Gott sei dank – in der bundesrepublikanischen Demokratie angekommen sind und ihren alten systemoppositionellen Habitus aufgegeben haben, sondern darum, dass fast alles Widerständige und Lebendige, was einst zum kulturellen Ferment der Grünen gehörte, inzwischen abgeschliffen und im realpolitischen Alltag aufgezehrt worden ist. Anstatt das Konflikthafte, welches alles politische Handeln begleitet, offen zu kommunizieren, eiern die führenden Repräsentanten der Partei herum, wenn sie wieder einmal einen schmerzhaften Kompromiss, bei dem grüne Essentials auf der Strecke bleiben, der Öffentlichkeit als Fortschritt verkaufen wollen. Niemand aus dem engeren Führungszentrum der Partei steht heute noch für ein Stück Revolte und Abenteuer in der Politik. Umweltminister Jürgen Trittin ist ein besonders negatives Abbild jenes grünen Politikers, der sich vom vollmundigen Antisystemkämpfer zum machtverliebten Apparatschik entwickelt hat und am liebsten an seine „wilden“ Jugendjahre nicht mehr erinnert werden möchte. Joschka Fischer dagegen hat es durch den Gestus der glaubwürdigen Distanzierung verstanden, die unfreiwillige Aufdeckung seiner Tage als Straßenkämpfer als zusätzlichen Imagegewinn in sein öffentliches Selbstbild des geläuterten Realpolitikers zu integrieren. Er ist zwar zum Liebling aller Schwiegermütter avanciert und rangiert unangefochten auf Platz 1 in der allgemeinen Beliebtheitsskala. Ansonsten aber vermittelt der Außenminister mit seinen gesetzten Statements, die mehr und mehr dem internationalen Diplomatenchinesisch gleichen, kaum noch etwas von der rebellischen Rhetorik, mit der er früher in politischen Auseinandersetzungen gegläntzt hat. Es ist zu einfach, diese Metamorphose nur auf den Rollenwechsel vom aggressiven Oppositionspolitiker zum staatstragenden Außenminister zurückzuführen, sondern es geht auch um Glaubwürdigkeit. Je weiter sich die Grünen im Zuge der habituellen und kulturellen Anpassung an die Imperative des realpolitischen Handelns von jenen Elementen ihrer eigenen Geschichte und Tradition entfernen, die etwas mit Sinnlichkeit, Spontaneität, Kreativität, Emotionalität und Lebenslust zu tun hatten und etwas vom Unbehagen an der technisch-rationalistischen Entwicklung artikulierten, desto stärker laufen sie Gefahr, konturlos zu werden und ganz im Strom der „globalisierten“ Moderne aufzugehen.

Es ist bezeichnend für den Verlust an politischer Imagination, dass die Grünen auf ihre gegenwärtige Krise mit einer Programmdebatte reagieren, so als ob Programmdebatten jemals die Wählerinnen und Wähler interessiert hätten und über das Schicksal einer Partei entscheiden würden. Die Programmdebatte taugt allenfalls dazu, in einem mühsamen Prozess

der parteiinternen Selbstverständigung auch den letzten grünen Basisvertreter davon zu überzeugen, dass man die vier Grundsäulen grüner Politik ökologisch, sozial, basisdemokratisch und gewaltfrei heute anders buchstabieren muss als vor 20 Jahren. Der politische Mehrwert der Programmdebatte für den Überlebenskampf der Partei dürfte aber gegen Null tendieren. Man hat den Eindruck, dass den Führungseliten der Partei noch gar nicht richtig bewusst ist, dass es inzwischen schon nicht mehr um den dritten Platz im Parteiensystem, sondern um die nackte Existenz geht. Seit 1996 hat die Partei bei allen Wahlen kontinuierlich verloren. Besonders in der Altersgruppe der 18- bis 34jährigen Wähler ist der Einbruch besonders signifikant. Während dieses Wählerpotenzial 1994 noch bei gut 14 % lag, ist es heute bei den männlichen Wählern dieser Altergruppe auf 5 % geschrumpft. Bei einigen Landtagswahlen und bei der letzten Europawahl hat sich die Wählerschaft der Grünen, in absoluten Zahlen gemessen, nahezu halbiert. Die trostlose Lage wird noch dadurch verstärkt, dass der Osten für die Grünen inzwischen eine unbeschriebene Landkarte ist. Das Präfix Bündnis 90 im Namen ist eigentlich nur noch eine Zierde und müsste ehrlicher Weise gestrichen werden, denn nicht nur die ostdeutschen Wähler, sondern auch immer mehr ehemalige Bürgerrechtler haben den Grünen den Rücken gekehrt. Heute sind die Grünen westdeutscher denn je.

Kein Wunder, dass die Mitbewerber um den dritten Platz im Parteiensystem, FDP und PDS, schon Leichengeruch wittern und ihre Häme über die Grünen ausschütten. In zwanzig Jahren, so das FDP-Präsidiumsmitglied Leutheusser-Schnarrenberger, wird man die Grünen im Museum besichtigen können. Tatsächlich haben die Grünen trotz aller Beteuerungen, wieder mehr Profil zeigen zu wollen, bisher kein probates Mittel gefunden, um ihren tendenziellen Niedergang aufzuhalten. Die FDP hat es dagegen nach einer unglaublichen Serie von Wahlniederlagen, bei der die Partei aus fast allen Landtagen herausgeflogen war und sogar ihren Stammhalterplatz innerhalb der Bundesregierung verloren hatte, geschafft, sich wieder nach oben zu kämpfen. Nicht zuletzt mit Hilfe einer aggressiven Polarisierungsstrategie gegen die „grünen Bremser“ haben es insbesondere Guido Westerwelle und Jürgen W. Möllemann verstanden, der Partei ein neues Image zu geben: frech, selbstbewusst, modern, medienwirksam und clever, ganz nach dem Motto: Freiheit, die wir immer schon gemeint haben. Die Trennung von der sklavischen Verbundenheit mit der CDU hat sich dabei geradezu als Glücksfall erwiesen. Heute pflegt die FDP eine gesunde Äquidistanz sowohl zu SPD und CDU, und ist doch für beide Volksparteien als Koalitionspartei interessant. Einfach genial ist in diesem Zusammenhang das Projekt 18 %, auch wenn es größenwahnsinnig klingt. Gerade diese augenzwinkernde Unbekümmertheit, mit der die FDP-Spitze ihren Anspruch auf Eigenständigkeit innerhalb der Parteienlandschaft unterstreicht, kommt einer Tendenz zum Spielerischen in der Politik entgegen. Sie macht die Liberalen für die größer werdende Anzahl frei vagabundierender Wähler attraktiv, die ihre Stimme danach verteilen, wie gut eine Partei in ihrer aktuellen Politikperformance abschneidet.

Das Geheimnis des Erfolgs der FDP liegt nicht in erster Linie, wie vielfach unterstellt wird, in populistischen Medieninszenierungen. Diese Inszenierungen würden schnell ins Leere laufen, wenn sie nicht ihrerseits Ausdruck einer erneuten kulturellen Umprogrammierung wären, die gegenwärtig vor allem in großstädtischen Milieus stattfindet und nicht zuletzt generationell bedingt ist. Es hat sich im Laufe der neunziger Jahre eine Post-68er Kultur herausgebildet, die sich bewusst von den zentralen Paradigmen der politisierten 68er absetzt und deren inzwischen regierungsamtlich geworden Normenkatalog aufsprengt. An die Stelle von apokalyptischen Zukunftsszenarios, Quotensystemen, ideologisch verbindlichen Botschaften und moralisch korrekten Kodierungen ist eine Pluralität von Sicht- und Sprechweisen getreten, die sich der Ironie, des Spielerischen und des gezielten Tabubruchs gegen die *political correctness* bedienen. Dieser Trend erschöpft sich keinesfalls nur in den Comedy-

Sendungen der Spaßgesellschaft, sondern findet seinen Niederschlag auch in der jungen deutschen Literatur- und Kulturszene. Parallel dazu hat sich – vollkommen an den Grünen vorbei – auch in Deutschland eine neue junge Oppositionsbewegung entwickelt, die hungrig ist auf Opposition gegen den globalen Kapitalismus, der die Kosten seines Erfolgs allzu gerne externalisiert.. Das Dilemma der Ökopartei ist, dass sie keine politische Sprache gefunden haben, um sowohl auf die eine als auch die andere dieser neuen kulturellen Programmierungen angemessen reagieren zu können. Sie haben weder ein grünes Pendant zum Projekt 18, noch verfügen sie auf der Führungsebene über Personen, die glaubwürdig als Ansprechpartner der neuen Oppositionsbewegung agieren könnten. Renate Künast hätte vielleicht das Potenzial gehabt, unter der realpolitisch glatt polierten Oberfläche der Grünen noch etwas von der immanenten Konflikthaftigkeit des Politischen zu kommunizieren. Aber gerade als sie als Parteivorsitzende richtig Fuß gefasst hatte, wurde ihr das Amt der Verbraucher- und Landwirtschaftsministerin angetragen. Es ist zu befürchten, dass sie sich dort eher verschleifen wird als für die grüne Partei Punktgewinne im politischen Überlebenskampf zu erzielen.